



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Bilder von der Röder und der Pulsnitz : 3. Zabeltitz
(Die Grafen Wackerbarth; Maria Antonia Walpurgis; Prinz Xaver) : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bilder von der Röder und der Pulsnitz

Von Otto Eduard Schmidt in Meissen

3. Zabeltitz

(Die Grafen Wackerbarth; Maria Antonia Walpurgis; Prinz Xaver)

(Schluß)



Ich hatte, ehe ich nach Zabeltitz fuhr, die zahlreichen an Maria Antonia gerichteten oder sie betreffenden Briefe der „Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen“ und das reiche Material an Urkunden, das Karl von Weber in seiner zweibändigen Publikation „Maria Antonia Walpurgis“ (Dresden, 1857) mehr zusammengetragen als verarbeitet hat, von neuem gelesen: deshalb begleitete mich ihr Bild, als ich nun von der Terrasse des Gartenschlosses hinunterstieg, um die entferntern und verstecktern Schönheiten des Parks zu genießen. Ich dachte daran, wie gern Maria Antonia nach Wackerbarths Tode eine seiner Besitzungen zum Andenken an den edeln Greis, der Glück und Unglück mit ihr geteilt und ihre und ihres Gemahls staatsmännischen Talente geweckt hatte, käuflich erworben hätte: das bekannte Weinberggrundstück der Löbzig, Wackerbarthsrube, das oft das Ziel gemeinsamer von Dresden aus unternommener Spazierritte gewesen war, wurde ihr für 14000 Taler angeboten; aber die Geldnot hat diesen Ankauf und noch mehr den von Zabeltitz verhindert.

Mein Weg führte mich an einen kleinen, von alten Bäumen eingefassten See, dessen stillen Spiegel nicht einmal ein Schwan belebte. Eine Holzbrücke führte hinüber auf eine kleine Insel. Dort steht unter melancholischen Weimutskiefern ein chinesischer Rundtempel; der buntbemalte Plafond zeigt die Darstellung einer Reiherbeize. Als ich dort zu den dunkeln Wipfeln empor schaute, die die Insel beschatteten, ging die Sonne des Herbsttags wie ein Feuerball zur Rüste; rotes Gold tropfte aus den schwarzgrünen Kiefernadeln in das klare braune Wasser hernieder und blendete mir das Auge. Da war mirs auf einmal, als weitete sich der Horizont; jenseits der Wiese, von der sich die ersten weißen Nebelschleier hoben, dehnte sich ein größerer See, der bescheidne Schloßbau hinter mir wuchs zu majestätischen Verhältnissen empor, und der Begriff „Rheinsberg“ trat, die vorigen Bilder verdrängend, immer deutlicher vor meine Seele. Wie kam das nur? War es nur die Ähnlichkeit der mich umgebenden Natur mit der zwischen die Wälder und Seen des Ruppiner Landes eingebetteten Lieblichkeit des preussischen Fürstenthums, was diese Ideenverbindung hervorrief? Schwerlich war es diese Ähnlichkeit der Natur allein, etwas Menschliches kam hinzu. Ich mußte an einen fürstlichen Einsiedler und Sonderling denken, der in Zabeltitz fast ein Menschenalter nach dem Tode der Maria Antonia seine wechselvollen Tage beschloß, den Prinzen Xaver, und der mir, je tiefer ich in das Wesen seiner Persönlichkeit einzudringen versuche, immer mehr wie das sächsische Gegenstück zu dem preussischen Prinzen Heinrich erscheint, der seinen Bruder Friedrich den Großen lange überlebte und erst am 3. August 1802 in Rheinsberg starb.

Geboren am 25. August 1730, also acht Jahre jünger als Friedrich Christian, hatte Prinz Xaver nur eine oberflächliche Bildung genossen; es gab

eben in unserm Sachsen damals niemand, der für einen Prinzen etwas ähnliches wie die Küstriner Lehrzeit Friedrichs des Zweiten durchgesetzt hätte. Doch war Xaver von der Natur viel besser ausgerüstet als sein schwächlicher älterer Bruder; das Wesen des Großvaters schien in der stattlichen Gestalt und dem feurigen Temperament des Prinzen wieder aufzuleben, dessen gewandtes und einnehmendes Wesen die Menschen bezauberte, dessen Geist kühnen Plänen und hohen Entwürfen leicht zugänglich war. Er war der erklärte Liebling seiner Schwestern, namentlich der nur ein Jahr jüngern Maria Josepha, die als fünfzehnjähriges Kind am 10. Januar 1747 an den neunzehnjährigen verwitveten Dauphin von Frankreich vermählt wurde. Diese und die 1735 geborne Maria Christine, spätere Äbtissin von Remiremont, widmeten dem Bruder eine so zärtliche Freundschaft und sahen in ihm so sehr den berufensten Vertreter der Ansprüche des Wettinischen Hauses, daß seine Eitelkeit von dieser Seite her nicht wenig Nahrung erhielt. Als Xaver 26 Jahre alt war, gab ihm der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Gelegenheit, seine militärischen Neigungen zu betätigen. Der Einfluß der Dauphine, seiner Schwester, verschaffte ihm im August 1758 die Stellung eines französischen Generalleutnants und das Kommando über ein Korps von zehntausend Sachsen, das aus den aus der preussischen Armee wieder desertierten Soldaten, den sogenannten Revertenten, geschaffen war. Am 10. Oktober des Jahres bewährte er sich als ein tüchtiger Haudegen, indem er bei Lutterberg an der Spitze von zwölf sächsischen Bataillonen den Großen Stauffenberg erstürmte und so das Treffen zu Gunsten der Franzosen entschied. Auch bei einigen andern Gelegenheiten hat er mit Ruhm gefochten. Aber er war kein Taktiker, auch nicht im Sinne der „methodischen“ Kriegsführung. Er steht also als Feldherr hinter dem Prinzen Heinrich zurück, der, wenn er auch nicht an das Genie des Großen Friedrichs heranreichte, doch das Lob eines besonnenen, alle Mittel klug zusammenhaltenden Heerführers verdient.

Xaver hatte auch weder die Ausdauer noch die nötige Entsaugung, während des Winters bei seinem Heere auszuharren. Die Wintermonate bis weit in den Frühling hinein verlebte er in Versailles, wo er manchmal wohl als Flötenspieler oder amüsanter Plauderer den stillen Kreis des Dauphins und der edlen Dauphine, der Mutter der drei letzten bourbonischen Könige Frankreichs, belebte, öfter aber in rauschenden Festen und galanten Abenteuern sein Genügen fand. So wurde dieser Aufenthalt an dem üppigen französischen Hofe für ihn gefährlich: denn einmal veräumte er die besten Gelegenheiten, kriegerische Lorbeeren zu pflücken — zum Siege der Franzosen und der Sachsen bei Bergen am 13. April 1759 kam er um einen Tag zu spät —, sodann brachte er in Versailles seine Lebensgewohnheiten auf einen Fuß, der für die bescheidenen Einkünfte eines apanagierten sächsischen Prinzen viel zu hoch war, und endlich entstand damals in ihm die auffallende, fast blinde Schwärmerei für französisches Wesen, die er mit dem preussischen Heinrich gemein hat. Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß er auf demselben Schlachtfelde, bei Lutterberg, wo er 1758 seinen Waffenruhm begründet hatte, diesen am 23. Juli 1762 als Oberbefehlshaber einer französisch-sächsischen Armee durch eine sehr verlustreiche Niederlage wieder verlor. Der frühe Tod seines Bruders Friedrich Christian am 17. Dezember 1763 und die Minderjährigkeit des erst 1750 gebornen Friedrich August des Dritten bewirkten, daß Xaver unter dem Titel eines Administrators die Regierung in Kursachsen übernahm, doch so, daß auch der verwitveten Kurfürstin Maria Antonia ein bedeutender Einfluß, namentlich auf die Direktion des Finanz- und Massenwesens eingeräumt blieb.

Xaver sah sich vor die große und schöne Aufgabe gestellt, den von Wackerbarths Kreis vorbereiteten, von Friedrich Christian begonnenen Aufbau des ruinierten sächsischen Staates weiterzuführen. Er hat diese Aufgabe mit Ernst

und Eifer auf seine Schultern genommen und namentlich in den ersten Jahren seiner Administration vieles geschaffen, was ihm den dauernden Dank des Landes sichern muß. Im Jahre 1765 wurde eine Obermedizinalbehörde (Sanitätskollegium) in Dresden gestiftet, die der Kurpfuscherei und der Quacksalberei zu Leibe gehn sollte; in demselben Jahre wurde die nach dem Plane des Oberbergkommissars von Heynitz gegründete Bergakademie in Freiberg eröffnet, der vor allem die bessere Verwertung der metallischen Schätze des Landes zu danken ist; schon vorher hatte er durch die Einrichtung der Landes-Oekonomie-Manufaktur- und Kommerzien-Deputation eine Zentralstelle für Verbesserungen des Ackerbaus, für Einführung und Unterstützung neuer Industrien geschaffen und die schon vom Vater August eingerichteten Ämter der Kreishauptleute und der ihnen untergeordneten Amtshauptleute neu zu beleben versucht. Diese und andre Verdienste des Administrators werden uns in einer im Juni 1765 abgeschlossenen Schrift: *L'esprit et le système du Gouvernement de la Saxe* geschildert, hinter deren Anonymität sich J. W. Ferber, Referent im Departement des Innern (der spätere Freiherr von Ferber), verbirgt. Aber weiterhin geriet Xaver in Folge seiner Eitelkeit, seines heftigen Wesens, seiner mangelhaften staatsmännischen Bildung und der sich daraus ergebenden Unselbständigkeit gegen fremde Einflüsse in schlimme Konflikte mit seinen Ministern und den sächsischen Ständen. Er wünschte die unter Brühl's gewissenloser Verwaltung ganz in Verfall geratene Armee zu reorganisieren — gewiß ein vernünftiges und notwendiges Beginnen. Er war auch mit der Art der Reform durchaus auf dem richtigen Wege: die Garden, die Zahl der Generale und der Stabs-offiziere sollte vermindert, dagegen die Zahl der Mannschaften um 8500, die der Pferde um 2500 vermehrt, das Offizierkorps verjüngt, junge Mannschaften — nach preussischem Muster — durch Aushebung aus bestimmten Kreisen der sächsischen Landbevölkerung eingestellt, die alten Festungen aufgegeben, dafür aber der Königstein nach den neuen Regeln der Befestigungskunst ausgebaut werden usw. Aber Xaver hatte leider nicht die Geduld abzuwarten, bis die in der Hebung begriffnen Finanzen des Staates imstande waren, die vermehrte Militärlast zu tragen, und so verlangte er von den Ständen unbedingte Bewilligung seiner Forderungen. Der Streit führte zur Absetzung des Erbmarschallamtsverwesers von Hopffgarten und des Ministers von Einsiedel, schließlich aber auch dazu, daß der Administrator selbst vor der festgesetzten Zeit am 13. September 1768, ehe sein Neffe das achtzehnte Jahr vollendet hatte, sein Amt niederlegte. In alle diese und noch viele andre Verlegenheiten hatten ihn die Einflüsterungen eines Mannes verstrickt, der zwei Jahrzehnte lang sein böser Dämon war, des französischen Generalleutnants Martange.

Dieser Martange ist eine der ausgeprägtesten Typen der französischen Glücksritter, die an den Höfen des achtzehnten Jahrhunderts, gestützt auf Geist und Gewandtheit sowie auf vollkommene Gewissenlosigkeit, getragen von dem Bedürfnis der Fürsten, eine große Anzahl vertrauter Sendboten und Agenten zu haben, gehoben auch durch den Schimmer des Geheimnisvollen, den der oftmalige Wechsel des Aufenthaltsortes und der Beschäftigung um sie wob, zu Titeln und namentlich zu Reichtum zu gelangen suchten. Er war 1722 in Renancourt geboren, war zuerst für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, wurde dann Lehrer der Philosophie an der Sorbonne, dann Leutnant in einem französischen Regiment und erscheint schon 1748 als Hauptmann einer Gardegrenadierkompagnie in Dresden. Nach dem Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs von Brühl zu geheimen Missionen in Frankreich verwandt, kehrt er mit einem Brief der Dauphine an Xaver zurück und gehört seitdem (1757) meist zu dessen militärischem Gefolge. Im Jahre 1758 wird er Oberst, später Generalmajor. Durch seine Kenntnisse der intimen Verhältnisse des französischen

Hofes, durch Sekretärdienste aller Art, vor allem aber durch Schmeichelei wußte er sich dem Prinzen unentbehrlich zu machen. Er brachte vor allem dem ohnehin eiteln Prinzen die Vorstellung bei, daß er zu den größten Dingen berufen sei, er zeigte ihm unablässig den gleißenden Schimmer der polnischen Krone, die ihm an Stelle seines schwächlichen Bruders zu teil werden müsse; er spiegelte ihm in nichtsnutzigen Phantastereien die Mittel und Wege vor, wie man diese Krone, besonders mit Hilfe des Dauphins und der Dauphine, gewinnen könne, ein betrügerischer und verlogner Adept auf dem Gebiete der Diplomatie und der politischen Intrigue. Ja er verführte den Prinzen sogar zu dem Plane, den eignen Vater in Polen zu entthronen und sich an seine Stelle zu setzen. Der französische Gesandte in Dresden, Baron Zuckmantel, berichtet dem Herzog von Choiseul am 30. September 1767 folgendes: „Während des letzten Krieges faßte M. de Martange den schönen Plan, August den Dritten zu zwingen, auf den polnischen Thron zu verzichten und dafür den Titel eines Königs von Sachsen (mit dem Herzogtum Magdeburg) anzunehmen. Dieser Plan fand sich unter den Papieren des Prinzen Xaver, der mit samt seiner Equipage in der Schlacht von Minden (1. August 1759) von den Preußen erbeutet wurde.“ Der Prinz hatte nichts Eiligeres zu tun, als den Prinzen Ferdinand von Braunschweig durch einen Trompeter um die Rückgabe dieser Papiere zu bitten. Aber sie waren schon auf dem Wege nach London, und von da gelangten sie nach Warschau. Der Graf Brühl, der den Prinzen Xaver nicht leiden konnte, machte seinem Vater davon Mitteilung, und dieser war darüber so aufgebracht, daß er nie mehr mit seinem Sohne sprach.

Nach dem Tode Augusts des Dritten und Friedrich Christians (1763) verdoppelte Martange seine Bemühungen, den Prinzen Xaver mit französischer Hilfe auf den polnischen Thron zu setzen. Die Dauphine Maria Josepha, die großen Einfluß auf ihren Schwiegervater ausübte, setzte alle Hebel in Bewegung; aber Ludwig der Fünfte antwortete kühl: *Tout l'argent que nous donnerions serait perdu, et nous n'en avons pas à perdre*, und am 7. September 1764 wurde Stanislaus Poniatowski als Vasall Rußlands in Polen zum König erhoben. Martange ruhte nicht; auch als Maria Josepha durch den Tod ihres heißgeliebten Gatten in die tiefste Trauer versetzt worden war, von der ihre Briefe an Xaver geradezu rührende Zeugnisse enthalten, entwarf er für diesen einen äußerst taktlosen Brief, worin er der Schwester riet, auch aus dem Unglück Nutzen zu ziehn und die weiche Stimmung des Königs zu benutzen, ihren Einfluß auf ihn zu steigern und dadurch *enfin de consoler et de soutenir un frère, qui ne regarde que vous et ne veut de bonheur dans cette vie qu'en le tenant de cette sœur qui possède toutes ses affections*. Die arme Dauphine, die bei der Pflege ihres an der Schwindsucht hinsiehenden Gemahls die Keime derselben Krankheit in sich aufgenommen hatte, starb schon am 13. März 1767; noch aus ihrem Testament spricht ihre zärtliche Liebe zu Xaver, die ihr soviel Tränen erpreßt hatte.

Martange sucht nun eine neue Stütze seiner Intriguen: ohne die polnischen Pläne aufzugeben, arbeitet er an einem neuen großartigen Heiratsprojekt; der junge Dauphin (Ludwig der Sechzehnte) und sein Bruder (Ludwig der Achte) sollen mit sächsischen Prinzessinnen, der junge Kurfürst von Sachsen mit der Prinzessin Clotilde von Frankreich verheiratet werden. Damit sollte der Plan Choiseuls, den Dauphin mit Maria Antoinette von Osterreich zu vermählen, durchkreuzt werden. Unter solchen Umständen wird man die harten Urteile begreifen, die der Minister Choiseul an den französischen Gesandten in Dresden, den Baron Zuckmantel, am 13. September 1767 schreibt: „Nichts ist mehr Schimäre als der Plan, den Prinzen Xaver auf den polnischen Thron zu bringen. Dieser Plan entspricht der Eitelkeit und dem Mangel an Talent und Geist, den der Administrator zeigt. Herr von Martange, einer der größten

Intriganten Europas, ist der Urheber dieses Planes, nicht als ob er ihn für ausführbar hielte, sondern nur um dem maßlosen Dünkel dieses Prinzen zu schmeicheln, den zu beherrschen er sich brüstet. Martange intriguiert auch noch in einer andern Sache, in der er kein Glück haben wird, ich meine die Heirat einer sächsischen Prinzessin mit dem Dauphin." Hier wird Martange beschuldigt, daß er es mit dem Prinzen nicht einmal ehrlich meine. Das ist ganz richtig, denn wir wissen aus den intimen Briefen des Abenteurers an seine Frau, daß er nur von den selbstüchtigsten Erwägungen geleitet war. Hören wir nur, wie er sich und seiner Frau im Jahre 1759 im Feldlager seine Zukunft ausmalte: „Ein kleines Schloß bauen, einen entzückenden Park pflanzen, einen Garten anlegen, wo ich alle Früchte und die edelsten Gemüse finden könnte, Regimenten von Truthühnern, jungen Hähnchen und Milchkühen in einem großen Wirtschaftshofe, wo es auch einen Stall mit einigen guten Reit- und besonders Wagenpferden geben muß, eine auserwählte Bibliothek für ungestörte philosophische Studien, recht bequeme, niedliche Wohnräume und alles das bevölkert von kleinen Martanges und Martanginnen — das ist der Kanavas, auf dem ich den ganzen Morgen gestickt habe, und ich schreibe Dir von diesen Luftschlössern, denn es ist billig, daß ich Dich, Dame meines Herzens und Herrin von alledem, über Deine Besitzungen auf dem laufenden erhalte.“ — Reineke auf Malepartus!

Und wo suchen wir das Geheimnis dieser Einwirkung des Intriganten auf den Prinzen? In der Anstachelung der Eitelkeit seines Opfers liegt es nicht allein, sondern vor allem in der unerschöpflichen Phantasie, in der Kunst, aus nichts etwas zu machen, über die Martange wie ein ausgelernter Zauberer verfügte, endlich in seiner beispiellosen Fähigkeit, sich allen Verhältnissen anzupassen. Er war nicht nur im Kriegslager und auf dem Partett des Hofes heimisch, er bewegte sich nicht nur in den Kneipen der Diener und in den Vorzimmern der Großen mit Sicherheit, sogar in der Sphäre weltflüchtiger geistlicher Damen war er wohlgekommen. Im April 1760 kam er von Straßburg aus in die uralte Abtei des heiligen Petrus zu Remiremont, wo die sächsische Prinzessin Christine, die Schwester Xavers, Äbtissin war. Martange wird sich gewiß zunächst mit der sanften Miene eines Lammes und mit den ehrbaren Falten eines Priesters in dem Stifte eingeführt haben. Aber das Fest des Ordens gab ihm dann Gelegenheit, sich auch von weltlichern Seiten zu zeigen und den würdigen Damen einen, wenngleich harmlosen, so doch kräftigen Spaß zu bereiten, der lange unvergessen blieb. Ein Jahr später (am 24. April 1761) schreibt die Äbtissin Christine an ihren Bruder Xaver: „Heute ist das Fest des Ordens, aber ich fürchte, unser Mahl wird nicht so heiter sein wie voriges Jahr. Martange wird nicht mehr das schöne Lied von dem famosen Preußenkönig singen, es wird niemand da sein, der die Kurfürstin so zum Lachen bringt, daß sie lila wird wie ihr Kleid und zu ersticken droht, niemand wird mehr seine Finger in die Gläser mit Tokayerwein stecken, um den andern den Geschmack zu verderben und den Wein dann selbst zu trinken, niemand wird beim Nachtschisch ein Glas Bier verlangen, um es auf die andern auszugießen. Wie viel Vergnügen weniger!“

Solche „Schwerenöter“ wie Martange sind wohl zuweilen angenehme Gesellschafter, aber wehe, wenn sie in der hohen Politik dilettieren und das Vertrauen von Fürsten gewinnen!

Der junge Kurfürst von Sachsen hatte bei dem Rücktritt des Administrators das Menschenmögliche getan, seinem Oheim eine würdige Stellung zu sichern. Seine Apanage wurde auf 70 000 Taler festgesetzt und die Herrschaft Zabeltitz angekauft und ihm als Geschenk überwiesen. In der Tat hören wir, daß Zabeltitz im Frühjahr 1769 für Xaver möbliert wird, und auch den Sommer scheint Xaver noch in Sachsen, teilweise in Pillnitz, verbracht zu haben. Dann

reist er, wohl unter dem Einflusse seiner Gemahlin, der ihm am 9. Mai 1765 morganatisch angetrauten schönen Italienerin, der Gräfin Klara Spinucci (geboren 1741), nach Italien. Wir hören von Aufenthalten in Rom und in Neapel, auch von Reisen mit wissenschaftlichen Interessen nach Pompeji, Herculaneum und Pästum — Juni 1770 —, aber auch schon von dem Plan eines Ankaufs in Frankreich, den Martange schon im Mai 1770 eifrig betreibt. Im Oktober 1771 geschieht der entscheidende Schritt: Xaver kauft unter Martanges Vermittlung das Schloß Chaumont bei Villeneuve-sur-Yonne und siedelt mit Weib und Kind dahin über. Im Jahre 1775 vertauscht er diesen Wohnsitz mit Pont-sur-Seine bei Troyes. Was wollte er in Frankreich nach dem Tode seiner Schwester? Ihm schwebte wohl unter den Vorpieglungen seines politischen Adepten das Beispiel seines Oheims vor, des berühmten Grafen Moritz, Marschalls von Sachsen, der es während des österreichischen Erbfolgekrieges durch eine Reihe glänzender Waffentaten bis zum Generalfeldmarschall aller französischen Armeen gebracht und dann sein Leben auf dem ihm von Ludwig dem Fünfzehnten geschenkten Schlosse Chambord in einem geistvollen Kreise von Künstlern, Dichtern und Philosophen beschlossen hatte (1750). Aber keine seiner Hoffnungen erfüllte sich. Trotzdem blieb er in Frankreich. Wie Prinz Heinrich von Preußen weit mehr Franzose war als Friedrich der Große, der trotz aller Voltaireschwärmerei uns doch eine wohlthuende, heimatlische „churbrandenburgische Derbheit“ merken läßt, wie Prinz Heinrich in seinem Rheinsberger Hofhalte zeitweilig eine Geschmacksrichtung verfolgte, die durch Voltaires Henriade am besten gekennzeichnet wird, so war auch dem sächsischen Xaver der französische Esprit und die französische Delikatesse Lebensluft, die er zum atmen brauchte. Das schließt nicht aus, daß mit der zunehmenden Reife der Jahre auch bei ihm eine Läuterung und Vertiefung seines Wesens eintrat, namentlich als er sich etwa seit 1775 mehr und mehr von Martanges Einfluß befreite. Wenigstens bekundet ein an seinen im Lager stehenden Sohn gerichteter Brief aus dem Jahre 1789 in seinen Ermahnungen zu Sparsamkeit und Fleiß eine echte Vaterliebe und weltkluge Männlichkeit. Nur gegen die tiefen wirtschaftlichen und sozialen Schäden, die in Frankreich die Masse der nicht Privilegierten der Revolution in die Arme trieben, blieb er völlig blind, und deshalb fuhr er fort, die Staatseinrichtungen Frankreichs auch dann gutzuheißen, als sich neben ihm schon der alles verschlingende Abgrund öffnete. So wurde er von den auch in seiner Umgebung mit elementarer Wut ausbrechenden Bauernunruhen derart überrascht, daß er Hals über Kopf unter Zurücklassung seines kostbaren Mobiliars, seiner Bibliothek, ja sogar seiner Brieffschaften aus Pont-sur-Seine entfliehen mußte. Daher kommt es, daß seine ganze für die Zeitgeschichte so wertvolle Korrespondenz heute zu Troyes im Archiv des Departements Aube liegt.

Es ist interessant zu wissen, daß Prinz Heinrich von Preußen beinahe einem ähnlichen Schicksal unterlegen wäre. Schon als er 1784 als Botschafter seines Bruders in Paris gewesen war, rief er dem Herzog von Nivernois zum Abschied die Worte zu: Ich verlasse nun das Land, nach dem ich mich ein halbes Leben lang gesehnt habe, und an das ich während der zweiten Hälfte meines Lebens mit so viel Liebe zurückdenken werde, daß ich fast wünschen möchte, ich hätte es nicht gesehen. Und im Juni 1788 war Prinz Heinrich wieder in Frankreich und verhandelte, entschlossen, den Rest seiner Tage im Lande seiner Sehnsucht zu verbringen, über den Ankauf einer in der Nähe von Paris liegenden Besitzung; aber ehe der Kauf zustande kam, zeigten sich die Vorboten der großen Revolution so unzweideutig, daß es der Prinz vorzog, nach Rheinsberg zurückzukehren.

Xaver fand zunächst in Italien eine Zuflucht, wo er auch durch seine Gemahlin wertvolle Verbindungen hatte. Aber gerade diese seine chiara chia-

retta verlor er in Fermo nach siebenundzwanzigjähriger glücklicher Ehe am 23. November 1792 durch den Tod. In Italien haben sich in den folgenden Jahren seine vier jüngern Töchter verheiratet, nachdem die älteste, Elisabeth, im Jahre 1787 noch in Frankreich dem Marquis von Esclignac ihre Hand gereicht hatte. Maria Anna heiratete 1793 in Rom den Fürsten Altieri, Beatrice 1794 einen Riario Sforza, Kunigunde 1795 den Marquis Giovanni Patrizi und Christina 1796 den Fürsten Camillo den Achten Massimo. Unter dessen waren 1793 die französischen Besitzungen Xavers von der Sansculottenherrschaft konfisziert worden, und so kehrte er denn 1796, an einem guten Ausgang der französischen Wirren verzweifelnd, wie ein Schiffbrüchiger nach Sachsen zurück. Wie fremd mußte ihm die Heimat geworden sein, die er fast dreißig Jahre lang kaum gesehen hatte. Er hatte ein Land verlassen mit halb französischem Zuschnitt des Lebens, das Raisonnement der Aufklärung galt als die höchste Leistung der Kultur, noch gab es keine anerkannte selbständige deutsche Literatur, die bildenden Künste lagen in den zierlichen Fesseln des Rokoko — er traf es wieder in der Zeit des Weltbürgertums und der Empfindsamkeit; in der Malerei, Skulptur und Baukunst war der Klassizismus die herrschende Geschmacksrichtung, und das große Weimarische Doppelgestirn der deutschen Dichtung stand im Zenith. Aber alles das hat den heimgekehrten Prinzen ebensowenig berührt wie den Hof von Rheinsberg. Xaver nahm seinen Aufenthalt auf seinem Gut Zabeltitz, das ihm während seiner langen Abwesenheit seine Schwester Elisabeth (gest. 1818) verwaltet hatte, und übertrug seine französischen Anschauungen und Lebensgewohnheiten so gut es ging in die kleinern Verhältnisse.

Von Jahr zu Jahr wurde es einsamer um ihn. Sein Sohn, der Chevalier de Sage, fiel 1802 in einem Duell in Teplitz gegen den russischen Fürsten Scherbatow. Seine verheirateten Töchter waren meist fern, doch scheint die älteste, die Marquise von Esclignac, und auch Beatrice Sforza, deren Gemahl 1797 in Dresden gestorben war, sein Exil geteilt zu haben. Auch eine Enkelin Xavers, Marie Charlotte Marquise d'Esclignac war mit in Zabeltitz; sie heiratete später (1813) den Kammerherrn von Weißenbach auf Frauenhain, der 1817 auch Zabeltitz kaufte. Endlich hat auch die Prinzessin Elisabeth, der Xavers Schwester, ihn öfter auf seinem Landsitz besucht; ihr Lieblingsplatz im Park scheint die Insel mit dem chinesischen Tempel gewesen zu sein, die ihren Namen trägt. Die hundertjährigen Weimutzkiesern, die sie beschatteten, stammen wohl aus dieser Zeit: sie gehören samt der Trauerweide zu den Bäumen, die im Zeitalter der Empfindsamkeit in die Mode kamen. Wenn die beiden Geschwister auf der stillen Insel von der Vergangenheit plauderten, so stiegen wohl die glänzenden Bilder der verschwundenen Pracht von Versailles und Marly in Xavers Seele herauf, oder er sah sich wieder an der Spitze tapftrer Bataillone im Pulverdampf der Schlachten des Siebenjährigen Kriegs. Manchmal verschönte wohl auch eine Fasanenjagd im nahen Gehölz oder ein ländliches Fest im Schäferstil mit einigen gleichgestimmten Seelen des benachbarten Adels die still dahinfließenden Tage des alten Herrn. Sein Verhältnis zum Kurfürsten konnte nach Lage der Dinge nicht intim sein. Trotzdem hören wir nichts davon, daß der ehemalige Administrator irgendwie als Frondeur gegen den Dresdner Hof aufgetreten sei, wie es sich Prinz Heinrich von Preußen sowohl seinem königlichen Bruder als auch seinem königlichen Neffen Friedrich Wilhelm dem Zweiten gegenüber erlaubte.

Im Jahre 1791 hatte Prinz Heinrich in Rheinsberg auf einem Hügel jenseits des Sees unter großer Teilnahme alter Militärs und des Volks einen Obelisken enthüllt, der die Erinnerung an die große Zeit des Siebenjährigen Krieges lebendig erhalten sollte; dieser Obelisk war vor allem dem Andenken seines unglücklichen Bruders August Wilhelm gewidmet, der infolge eines tief-

gehenden Zerwürfniſſes mit Friedrich dem Großen — in der Zeit nach der Schlacht von Kolin — an gebrochnem Herzen geſtorben war, daneben auch den andern Helden dieſes Kriegs, doch ſo, daß unter den ausgewählten 28 Namen gerade die erklärten Lieblinge des großen Königs (Winterfeldt, Fouqué, Wedell) fehlten. Zu einer ſolchen Eifersüchtelei lag zwischen dem Kurfürſten Friedrich Auguſt dem Dritten und ſeinem Oheim kein Grund vor, aber es gab doch einen Punkt, wo der Neffe die ernſthafte Kritik des Oheims zu fürchten hatte: das Militär. Zwar die ſächſiſche Kavallerie war dank der Verdienſte des Inſpektors General Bellegarde (1788 bis 1793) leidlich imſtande, litt aber doch wegen der lebenslänglichen Dienſtzeit ihrer Angehörigen unter dem zu hohen Alter vieler Soldaten; ſchlimmer noch ſtand es bei der Infanterie, am kläglichen bei der Artillerie. Beim Feldartillerieregiment allein zählte man 1806 600 Soldatenweiber und 1062 Kinder, in der ganzen Armee 7379 Weiber und 12378 Kinder — und der mitleidige Ruf eines franzöſiſchen Soldaten beim Vorübermarſch der gefangnen Sachſen nach der Schlacht von Sena: *Voyez donc le pauvre papa saxon* charakteriſiert die Hilflosigkeiſt der zu alten Offiziere und Mannſchaften deutlich genug. Mit welchem Intereſſe wird Prinz Kaver, ſo ſehr er auch den koſiſchen Emporkömmling haßte, am Ende ſeiner Tage die phänomenale Siegesbahn Napoleons verfolgt haben! Erſt als ſich ſchon die Bärenmützen der franzöſiſchen Gardiſten auch gegen Sachſen in Bewegung zu ſetzen drohten, ſchloß der ſechszehnſiebzehnjährige Greis in Zabeltitz ſeine müden Augen. Der kleine Triumph wurde ihm aber nicht mehr zu teil, ſagen zu können: „Seht, hättet ihr ſeinerzeit meine Militärvorlage angenommen und die Armee in meinem Sinne verjüngt und verſtärkt, ſo hättet ihr euch Sena und Auerſtädte erſparen können.“

Prinz Kaver bleibt trotz ſeiner Schwächen ein intereſſanter Mann, bei der Fülle ſeiner faſt noch unbenutzten Korreſpondenzen und der andern Überlieferung ein guter Stoff für Geſchichtſchreiber und Dichter. Aber er hat bis jetzt faſt nur franzöſiſche Gelehrte beſchäftigt: Thévenot, Bréard, Strijenſky. Die über ihn gefällten Urteile weichen ſehr voneinander ab. Wir kennen das ſcharfe Urteil des Miniſters Choiſeul (ſ. oben S. 782), ähnlich ſpricht ſich der franzöſiſche Geſandte am ſächſiſchen Hofe, Baron Zuckmantel, über Kaver aus, etwas günſtiger der Marquis d'Argenſon: „Prinz Kaver, jünger als der Kurprinz, hat Geiſt und gute Geſtalt, er iſt gewandt und ehrgeizig, und da er ſich durch ſeine Eigenſchaften dem ältern Bruder überlegen fühlte, hoffte er König (von Polen) zu werden.“ Ehrgeiz, Eitelkeit und Leidenschaftlichkeit werden ihm auch von ſächſiſchen Beurteilern ſeines Charakters vorgeworfen. Doch glaube ich nicht, daß er von Natur unedel war, vielmehr hat ihm ſeine Unſelbſtändigkeit und die ſich daraus ergebende Abhängigkeit von den Ratſchlägen anderer öfter geſchadet. Übrigens war er witzig und aufgeklärt: das beweifen die Briefe, die er mit der Dauphine gewechſelt hat. Als Politiker war er in Sachſen einer der letzten Vertreter des ancien régime und der ſtrupelofen Ausländerei, und er mag ſich gegen das Ende ſeines Lebens unter den Geburtswunden einer neuen Zeit nicht eben glücklich gefühlt haben. Eine ſouveräne Verachtung aller irdiſchen Größe, eine auf Überſättigung mit den Nichtigkeiten der Welt beruhende Todesfehlnſucht wird wohl auch bei ihm der letzte erkennbare Ausdruck der Stimmung geweſen ſein. Aus einer ſolchen Empfindung heraus hat Prinz Heinrich von Preußen (geſt. 1802) noch bei Lebzeiten ſeine Grabſchrift entworfen:

Geschleudert durch Geburt in dieſen Wirbelwind
 Von leerem Rauch — das Volk nennſt Größe, Ruhm,
 Doch ſeine Nichtigkeit durchſchauſt der Weiſe wohl —
 Ein Raub für jedes Ubel, das den Menſchen trifft,
 Gequält durch anderer Leidenschaft und durch die eigne,
 Verleumdete, mit dem Unrecht oft im Kampf,

Zerschmettert durch der Teuersten Verlust, durch Tod
 Erprobter Freunde — aber oft getröstet auch
 Durch treuer Freundschaft milde Zauberkräft,
 Beglückt, wenn innre Sammlung meinem Geist gelang,
 Beglückt, wenn dem Vaterland ich dienen konnt,
 Und wenn der Menschheit tiefes Leid ich linderte:
 Das ist des Prinzen Heinrich kurzes Lebensbild!

Könnten diese Worte nicht auch auf dem Grabstein des fürstlichen Einsiedlers von Zabeltitz stehn? Der Spätherbst, die Zeit des raschelnden Laubes und des irrenden Goldes sterbender Sonnenstrahlen, denen kein Feuer mehr innewohnt, ist die rechte Zeit, die schlummernden Geister von Zabeltitz zu wecken. Wir rühren leise an die schweren Vorhänge des Gartenschlosses und wandeln still und gedankenvoll unter den rauschenden Wipfeln. Aber auch im Frühling muß es hier wundervoll sein, wenn der farbenfrohe Falter im warmen Licht über sprossenden Gräsern und Blumen dahinschwebt. Dann sind die Geister der Vergangenheit wieder entschlafen, und wir freuen uns der Auferstehung unsers Volkes und des fröhlichen Lebens, das aus dem Schutt und Moder des alten absolutistischen Staats erblüht ist.



Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)

6



Et dem Einzuge des regierenden Kurfürsten hatten die Koblenzer nicht wieder eine solche Menschenmenge in den Mauern ihrer Stadt gesehen wie am 15. Juni 1791. Von den frühen Morgenstunden an drängten sich die Schaulustigen vom Rheintor die Firmungsstraße hinauf bis zum Glodischen Hause, wogten über den Entenpfuhl, den Plan und den Alten Graben bis zur Moselbrücke und lagerten sich rechts und links von der staubigen Straße nach dem kurfürstlichen Schlosse Schönbornskluft. Auf dem Schänzchen beim Kameralzollhause und auf den breiten Mauern des Rheinkavaliers standen Bürgermeister und oberer Rat sowie die vornehmsten der Emigranten und richteten den Blick erwartungsvoll rheinaufwärts. Wenn zwischen dem Gorchheimer Ufer und den Pappeln der Insel Oberwerth ein Schiff auftauchte, entstand unter den Harrenden eine Bewegung, die sich durch die ganze Stadt fortpflanzte und gewöhnlich erst auf der linken Moselseite langsam erlosch. Aber die Erwartungen wurden immer wieder getäuscht. Das Fahrzeug, das dahintan weit die Morgennebel durchschneidend gemächlich zu Tal glitt, entpuppte sich beim Näherkommen bald als das Mainzer Kurierboot, bald als eine holländische Schute, bald als ein Frachtschiff oder gar als ein Fischerfahn.

Endlich — es mochte um die Mittagstunde sein — meldete der Schieferdeckermeister Kirn aus einer Dachlücke des Rheinkavaliers hinunter, er sähe durch sein Perspektiv hinter den Oberwerther Pappeln ein Segel und darüber eine blaue Flagge. Das mußte die langerwartete Facht sein! Und sie war es wirklich! Als sie jetzt bei der Inselspitze zum Vorschein kam, konnte man deutlich die in das blaue Fahnentuch eingestickten Silken erkennen und zugleich wahrnehmen, daß unter dem Sonnensegel des Decks eine Menge gepuzter Damen und uniformierter Herren versammelt standen und zu den Mauern und Türmen der Stadt herüberschauten. Als das Schiff das Residenzschloß passierte, gab die kurfürstliche Artillerie vom